



**UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN**

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

4.

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

„Das geht Euch nichts an, Wirt. — Wo ist Scheder?“

„Der ist heute früh mit dem Schnellzuge abgefahren.“

Wie betäubt verläßt Bernd das Haus. Möglich, daß seine Befürchtung unbegründet ist. Vielleicht kehrt die Dora im Laufe des Tages heim, vielleicht ist sie schon wieder droben. Aber eine furchtbare Ahnung will ihn nicht verlassen.

4.

Trübe Tage hat der Herbst ins Land geschickt. Nur selten huscht ein Sonnenblick durch zerrissene Wolken zur Erde; Regengüsse wechseln ab mit dichtem, bedrückendem Nebel. Und seelisch trübe Tage sind es auch, die die Bewohner des Lindenhofes an sich vorüberziehen sehen. Das frohe Scherzen und Plaudern der Dienstboten ist verstummt. Ernst und schweigend geht ein jeder seiner Arbeit nach. Nicht tragen sie Leid um den Fortgang der Bäuerin, — eine echte Bäuerin war sie ja doch nie. Aber der Herr dauert sie und die alte Mutter, die nun wieder auf die Bitten ihres Sohnes hier das Regiment führt.

Schluchzend wie ein Kind hat Bernd einige Tage nach Doras Entweichen der Mutter sein Leid geklagt. Sie hat seine Klagen vernommen, ohne ein Wort des Tadels, obwohl sie Grund dazu gehabt hätte. Dann

hat sie ihn bei der Hand gefaßt, und er hat sich leiten lassen wie ein Kind, leiten aus dem Hause hinaus zum Bilde der Schmerzensmutter am Eingange des Hofes, und lange haben Mutter und Sohn dort im Gebete gekniet.

Seitdem sitzt der junge Bauer oft träumerisch des Abends bei der Mutter am Tische. Wenn sich dann aber der kleine Franz in seinem Bettchen regt, dann springt er auf, reißt das Kind aus den Kisseln, um es zu herzen und zu lieblosen, wie man es von dem ernstesten Manne nicht für möglich halten sollte. Es ist, als ob er all seine verschmähte Liebe auf das Kind übertragen wollte. —

Jetzt naht das hochheilige Weihnachtsfest, das Fest der Liebe und des Friedens.

Am Nachmittage des ersten Festtages kommt der alte Pfarrer wieder zum Lindenhofe hinauf. Bernd führt ihn zum Wohnzimmer, wo die Mutter, in einem Betrachtungsbuche lesend, hinter dem warmen Ofen sitzt.

Ein freudiges Aufleuchten fliegt über die Züge der Greisin beim Eintritt des Pfarrers. Sie erhebt sich von ihrem Sitze, legt die Brille in das Buch und tritt dann dem Besucher entgegen.

„Das ist eine Freude, Herr Pfarrer, daß Sie uns doch auch einmal besuchen.“

„Mutter Meier, ich mußte doch einmal nachsehen, was ihr hier auf eurer Einsiedelei beginnt,“ antwortet

der Pfarrer in scherzendem Tone. „Bin ja lange nicht hier oben gewesen, aber heute glaubte ich doch, Ihnen und den Ihrigen den Weihnachtsgruß überbringen zu müssen.“

„Von Herzen Dank, Herr Pfarrer. Lieb wäre es uns, wenn Sie öfter wieder hinaufkommen wollten, so wie früher.“

„Will sehen, Mutter Meier, wenn sich's machen läßt.“

Bernd hat den alten damastgepolsterten Lehnstuhl herangerückt, in dem der Besucher nun Platz nimmt. Die Mutter setzt sich ihm zur Seite, während Bernd sich zum Hinausgehen anschickt.

„Aber, Herr Meier, Sie bleiben doch bitte auch hier. Sie sind doch des Hauses Herr,“ sucht ihn der Pfarrer zurückzuhalten.

„Wenn's Ihnen angenehm ist, Herr Pfarrer . . .“ antwortet Bernd verlegen.

„Na, selbstverständlich, Herr Meier.“

Und Bernd muß dem Pfarrer gegenüber Platz nehmen.

In angenehmem Geplauder verstreicht die Zeit. Anfangs hat Bernd nicht gewagt, die Augen zu seinem Seelenhirten aufzuschlagen, aber bald ist er freier geworden, und offen und ehrlich blickt er nun den Priester an und unterhält sich mit ihm über die verschiedensten Angelegenheiten. Die Dämmerung ist schon herein-

gebrochen, als sich der Pfarrer endlich zum Heimgehen erhebt, baldiges Wiederkommen in Aussicht stellend.

„Herr Pfarrer, Sie sollen aber nicht zu Fuß gehen,“ spricht Bernd, „ich spanne an und fahre Sie ins Dorf hinab.“

„Machen Sie keine Umstände,“ wehrt dieser, „wir haben trockenen Frost, und da gehe ich gern. Wenn Sie mir aber gefällig sein wollen, so begleiten Sie mich ein Streckchen heimwärts.“

„Gewiß, Herr Pfarrer!“ —

Nach herzlicher Verabschiedung von der alten Mutter begibt sich der Pfarrer, von Bernd begleitet, auf den Heimweg.

Feierliche Stille liegt über der winterlichen Landschaft, nur das Geläut der Kirchenglocken dringt gedämpft zum Lindenhofe hinauf.

„Ein weihvoller Abend,“ spricht nach einem Weilchen der Pfarrer, „so recht geeignet, Frieden in das unruhevolle Menschenherz zu gießen. Ach, wenn doch allen ein seliger Weihnachtsfrieden beschieden wäre, allen, und auch Ihnen, Herr Meier!“

„Auch mir?“ kommt es leise aus Bernds Munde. Dann senkt er das Haupt und blickt sinnend und wehmütig zur Erde.

Wie Bernd, so hat auch der Pfarrer seine Schritte gehemmt. Er greift nach der Rechten des geprüften Mannes und hält sie fest und innig umschlossen. Dabei ruhen seine Augen voll Liebe und Teilnahme auf den

vom matten Mondlichte beschienenen Zügen seines Begleiters.

„Ja, auch Ihnen, Herr Meier,“ spricht er dann in sanftem Tone. „Verzeihen Sie, wenn ich eine schmerzende Wunde in Ihrem Innern berühre. Aber nur um Ihre Wunde zu heilen, um auch Ihrem Herzen den seligen Frieden wiederzuverschaffen, spreche ich diese Worte. Hauptsächlich Ihrethalben bin ich heute zum Lindenhofe heraufgekommen, und um mit Ihnen einige ungestörte Worte zu sprechen, bat ich Sie um Ihre Begleitung. Nicht wahr, Sie zürnen mir doch nicht?“

Müde heben sich die tränenfeuchten Augen Bernd's zu dem Priester auf. „Wie könnte ich zürnen, Herr Pfarrer. — Sie haben es immer gut mit mir gemeint, wenn ich es damals auch nicht einsehen wollte. Hätte ich Ihren Warnungen und Ermahnungen Gehör gegeben, so wäre mir all das Leid und die Schande erspart geblieben.“

„Herr Meier, lassen wir nun die Vergangenheit ruhen. Gedenken wir der Gegenwart und der Zukunft. Opfern Sie Ihr Leid und Weh dem lieben Gott auf, dann wird Ihnen auch daraus noch Heil für Ihre Seele ersprießen. — Und nun vernehmen Sie, was ich Ihnen zu sagen habe. Lassen Sie uns langsam den Weg hinabgehen.“

Wie zwei Schatten bewegen sich die beiden Männer unter den entlaubten Bäumen hin.

„Vorgestern traf ich mit Ihrem Freunde, dem Gutsbesitzer Schäfers, zusammen. Er war einige Tage ins Friesische verreist gewesen. Auf der Heimreise hatte er sich einen Tag in Hannover aufgehalten, und hier war ihm Ihre Frau begegnet.“

„In Hannover?“ Mit einem Ruck stehenbleibend, blickt Bernd mit stieren Augen den Pfarrer an.

„Schäfers sagte mir, er habe sie in ein bürgerliches Haus eintreten sehen; er ist der Meinung, daß sie dort ihre Wohnung hat.“

„Als Frau des nichtswürdigen Scheder?“

„Das ist nicht möglich, Herr Meier. Dieses könnte erst dann sein, wenn die mit Ihnen geschlossene Ehe geschieden wäre. — Wie wäre es, Herr Meier, wenn Sie Ihre Frau einmal in Hannover auffuchen und zur Heimkehr bewegen würden? Vielleicht könnte noch alles wieder gut werden.“

„Herr Pfarrer, das muten Sie mir zu? — Da sie pflichtvergessen entwichen ist, kann ich sie nicht mehr als meine Frau betrachten. Mag sie sehen, wo sie bleibt.“

„Herr Meier, Sie vergessen, daß es Ihre rechtmäßig angetraute Frau bleibt, solange sie lebt.“

Finster vor sich hinbrütend blickt Bernd zu Boden.

„Herr Pfarrer,“ rafft sich Bernd endlich aus seinem Sinnen auf, „ich habe in letzter Zeit den Unsegen einer gemischten Ehe zur Genüge erfahren, ich möchte jeden vor einer Mischehe warnen. Ich will

nun mein Kreuz als Sühne für meine Schuld tragen. Aber die Frau zurückholen, das ist mir unmöglich.“

„Nein, Herr Meier, unmöglich ist Ihnen das nicht, nur der Wille fehlt Ihnen noch,“ spricht der Seelenhirt sanft und eindringlich weiter. „Seien Sie einmal versöhnlich; betrachten Sie die Verirrung Ihrer Frau einmal vom Standpunkte der menschlichen Schwäche aus. Wir alle sind ja voller Schuld und Fehler, und wir alle beten zum lieben Gott: Vergib uns unsere Schulden, wie auch wir vergeben unsern Schuldigern . . .“

Bernd verhält sich noch immer ablehnend, aber der alte Pfarrer redet so eindringlich, er bittet so innig, daß allmählich Bernd zu seiner Ansicht bekehrt wird, daß er endlich seinen Bitten Gehör und Zusage schenkt.

Mittlerweile sind die beiden Männer vorm Dorfe angelangt. Dort steht eine Lannengruppe und unter ihr ein altes Steinkreuz. Der Pfarrer hält Bernds Hand noch umschlossen und blickt ihm fest ins Gesicht.

„Nun versprechen Sie mir noch einmal in die Hand, Herr Meier, hier unter dem Kreuze, daß Sie meine Bitten erfüllen werden.“

„Herr Pfarrer, es soll geschehen!“ antwortet er mit fester Stimme, dann geht er ernst und sinnend wieder heim.

Der Priester greis aber bleibt noch ein Weilchen vor dem Kreuze stehen, um ein inniges Gebet zum Lenker der Menschenherzen emporzusenden.

Und durch die Abendluft läuten noch immer die Weihnachtsglocken den Frieden ein: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind!“ — —

Dem trockenen Frost ist ein reicher Schneefall gefolgt. Wie mit einem weißen Pelzmantel bedeckt liegt die weite Welt nun im schwachen Scheine der Wintersonne.

Brausend faust der Eilzug auf dem blanken Schienenstrang durch die verschneite Landschaft nordwärts. Vorbei fliegt das Dampfroß an Städten und Dörfern, deren graue Brettergiebel traulich unter der Schneedecke hervorlugen. Aber dem eilenden Zuge voraus hasten die Gedanken eines Mannes, der ernst und sinnend durch ein Fenster stiert. An prächtigen Waldungen geht's jetzt vorbei. Schlankgewachsene Tannen, deren Zweige sich unter der weißen Last gesenkt haben, wechseln mit mächtigen Buchen und knorrigen Eichen. Hier zankt sich eine Schar krächzender Raben um ein Beutestück, dort nagt ein hungerndes Reh an der Rinde eines Baumes. Aber der Mann hat kein Auge für die Schönheiten der winterlichen Natur. Nur vorwärts treibt's ihn, vorwärts! Von Zeit zu Zeit entnimmt er seiner Brusttasche ein Notizbuch, um sich Hausnummer und Straße, die ihm sein Freund Schäfers angegeben, fest ins Gedächtnis einzuprägen. Dann gibt er sich wieder seinem Sinnen hin.

Nun rollt der Zug in die weite Halle ein. Die Bremsen knirschen, und die lange Wagenreihe steht still. Die Abteiltüren werden aufgerissen, und die Schaffner auf den Bahnsteigen rufen: „Hannover.“

Der sinnende Mann erhebt sich, reckt die von der langen Fahrt steifgewordenen Glieder und steigt aus. Nachdem er sich in einem Hotel ein wenig gestärkt, durchwandert er die Stadt, seinem Ziele zu. Endlich ist er nach häufigem Fragen in der von Schäfers bezeichneten Straße angelangt. Bald hat er auch die Hausnummer gefunden. Mit beklommenem Herzen blickt er nun zu dem Gebäude, einem mehrstöckigen, ausgedehnten Backsteinbau, auf, in dem seine Frau wohnen soll. Schon mehrmals hat er den Fuß auf die Schwelle gesetzt, aber immer wieder ist er, wie von einer unsichtbaren Macht gehalten, zurückgetreten. Da tritt ein gutgekleideter älterer Herr aus dem Hause.

Rasch entschlossen tritt Bernd an ihn heran. „Entschuldigen Sie, bitte. Sind Sie Bewohner dieses Hauses?“

Bewundert blickt der Befragte ihn an. „Jawohl!“

„Dann können Sie mir vielleicht sagen, ob hier eine Frau Meier wohnt?“

„Frau Meier?“ sinnt der alte Herr, um dann fortzufahren: „Schon möglich, den Namen habe ich schon gehört, aber bestimmt sagen kann ich's nicht. -- Wie es scheint, sind Sie vom Lande, und die Frau ist wohl eine Verwandte von Ihnen?“

Bernd nickt.

„Lieber Mann, in den Häusern der Großstadt kennt man die Mitbewohner oft kaum. Aber dort kommt eine Frau gegangen, die auch hier im Hause wohnt, vielleicht kann die Ihnen Aufschluß geben.“

Bernd blickt die Straße hinab, und wie ein Blitz fliegt es über seine ernsten Züge. „Da ist sie ja!“ kommt es in freudigem Ausruf von seinen Lippen; im nächsten Augenblick eilt er der Kommenden entgegen, während der alte Herr verwundert in entgegengesetzter Richtung davongeht.

Aufs höchste erstaunt blickt die Frau auf, als sie ihren Gatten so plötzlich vor sich stehen sieht. Aber keine freudige Regung ihres Innern macht sich bemerkbar. Nur lässig ergreift sie die zum Gruße gereichte Hand.

„Dora, ich möchte einige Worte mit dir sprechen.“

„Aber nicht hier auf der Straße, hier gäbe es nur Aufsehen. Komm in die Wohnung.“

„Wohnst du dort allein?“ fragt Bernd zögernd.

„Mit wem soll ich denn dort wohnen?“ entgegnet die Frau schnippisch.

„Sei nicht böse, ich meinte nur . . .“

Schweigend folgt er der vorangehenden Gattin in ein hübsch möbliertes Zimmer der ersten Etage. Er staunt über die Einrichtung, über die städtische Kleidung seiner Frau, aber starkmütig unterdrückt er jede neugierige Frage.

Ohne sich ihres Mantels zu entledigen, ohne dem Mann einen Sitz anzubieten, fragt nun die Frau, ernst und hochaufgerichtet im Zimmer stehend: „Was hättest du mir zu sagen?“

„Dora, ich bin gekommen, dich heimzuholen!“

„Mich heimzuholen?“ Ein höhnisches Lächeln breitet sich einen Augenblick über die Züge der Frau aus, um dann aber wieder einem finsternen Trotz Platz zu machen. „Gedenkst du noch des Erntefestes im Kruge?“

„Dora, laß die Vergangenheit ruhen. Es ist besser,“ spricht Bernd weich. „Komm mit mir zurück, und laß uns dann ein neues Leben beginnen. Ich verspreche dir, alles sei vergeben und vergessen, niemand auf dem Hofe soll dich mehr an das Geschehene erinnern.“

„Ich kehre nicht zurück,“ war die Antwort der Frau.

„Hast du dich denn nie nach deinem Kinde gesehnt?“ fragt Bernd weiter.

Schweigend blickt die Frau zu Boden.

„Dora, komm zurück und sei dem Kleinen wieder eine liebe Mutter. — — — Und du weißt doch auch, daß wir rechtmäßig verbundene Eheleute sind . . .“

„Diese Ehe war der größte Fehltritt meines Lebens,“ unterbricht ihn nun die Frau, „ich war betört von deinem Vermögen, deinem Reichtum, du versprachest, mich auf den Händen zu tragen, mir auf

dem Bauernhose einen Himmel zu bereiten, meine religiösen Anschauungen zu schonen . . .“

„Tat ich das nicht?“

„Schweigen wir davon. Unsere Ehe wäre am besten unterblieben. Sie außs neue mit dir fortzusetzen, dazu habe ich keine Lust. Hier habe ich aufgeatmet, und hier brauche ich deine Roheiten, wie du sie dir auf dem Erntefeste erlaubtest, nicht mehr zu fürchten. — Ich kann mir denken, daß es dir erwünscht wäre, wenn ich mit dir heimführe, denn nach deiner Glaubenslehre bin und bleibe ich deine Frau, solange ich lebe, wenn ich mich auch anderwärts wieder verheirate.“

Bei diesen herzlosen, ja zynischen Worten der Frau ist Bernd die Borneströte ins Gesicht getreten, aber er überwindet sich, und noch einmal versucht er alle seine Redekunst, um die Verirrte zur Heimkehr zu bewegen. Vergebens.

„Du willst wirklich meinen Bitten, heimzukehren, nicht nachkommen?“ fragt er endlich.

„Nein, ich kehre nicht heim!“

„So bedaure ich, nach Hannover gekommen zu sein!“

Auß innerste ergrimmt, geht Bernd aus dem Hause dem Bahnhofe zu. Der nächste Zug führt ihn wieder in die Heimat zurück. — — —

Am anderen Tage fährt er in die Stadt, um beim Gerichte die Scheidung seiner Ehe zu beantragen